

Evelyne Polt-Heinzl
(Hirschwang, AT)

*Ödön von Horváth's «Jugend ohne Gott»
Neue Blicke auf einen bekannten Text*

Abstract

In spite of its title, the main viewpoint in Horváth's well-known novel *Jugend ohne Gott* (1937, *Youth without God*) belongs to the figure of the teacher, who struggles with God and with his own conscience. This essay raises some apparently unorthodox questions, which might, however, open the way for new interpretations of the novel.

Horváth's Roman ist als Schullektüre beliebt. Wenige Romane lassen sich so lustvoll mit didaktischen Diagrammen, Motivkreisen und Listen von Gegensatzpaaren darstellen. Doch das Buch gibt bis heute auch Rätsel auf, das beginnt beim Titel: Er kündigt einen Roman über die Jugend an, die den Glauben an Gott verloren habe bzw. der statt religiöser Erziehung Propagandaparen und paramilitärischer Drill geboten werden. Die Perspektive des Romans gehört jedoch dem Lehrer, der mit Gott oder eigentlich mit seinem eigenen Gewissen ringt. Im Folgenden sollen einige Fragen angeschnitten werden, die auf den ersten Blick unorthodox wirken mögen, aber damit vielleicht neue Interpretationsräume erschließen.

1. Datierungsfragen

Jugend ohne Gott ist ein schmales Buch, gegliedert in 44 Kapitel. Den Auftakt macht eine Zeitangabe, die einzig konkrete des Romans, der daher einige Bedeutung zukommt. Es ist der 25. März, der Lehrer hat Geburtstag, es ist sein 34., und er verbessert Hausaufgaben¹; am Tag zuvor war der Schüler W erkrankt, weil er sich am Sonntag am Fußballplatz erkältet hatte.

¹ Ödön von Horváth: *Jugend ohne Gott*. Hg.: Traugott Krischke, Susanna Foral-Krischke. Frankfurt/M: Suhrkamp 1983 (Gesammelte Werke. 13), S. 11. Alle Seitenangaben aus diesem Band im Folgenden im Fließtext.

Der 25. März müsste also ein Dienstag sein. Am nächsten Tag gibt der Lehrer die Hefte zurück und merkt dem Schüler N gegenüber an, dass auch Neger Menschen seien. Am Tag darauf kommt der Vater des N und beschwert sich deshalb. Zwei Tage später, es ist ein Samstag, wird der Lehrer in dieser Causa zum Direktor zitiert, was die kurze Reaktionszeit zwischen Denunziation und – durchaus amikaler – Maßregelung durch den Direktor zeigt. Am Abend betrinkt sich der Lehrer. Als er am Sonntagmorgen heimkommt, erwartet ihn der Vater des erkrankten W, der im Sterben liegt. Da, wie es im Roman heißt, die aktuellen Verordnungen für den Schulunterricht seit drei Jahren in Kraft sind (S. 29), ist als Handlungsjahr 1936 am wahrscheinlichsten. Der 25. März war 1936 ein Mittwoch.

Dass Horváth entgegen der von ihm aufgebauten Logik der Wochentage den Roman nicht mit Dienstag dem 24., sondern Mittwoch dem 25. beginnen lässt, dürfte mit dem Namenspatron zu tun haben. Unauffällig spielt er so mit den ersten Worten des Romans das Thema von Bekehrung und Vergebung ein, denn der 25. März ist der Tag des Heiligen Dismas, des rechten Schächers, der sich in der Kreuzigungsszene reuig zu Christus bekehrt. Außer in Kreuzigungsdarstellungen erscheint Dismas unter den ersten Erlösten der «Vorhölle» neben Johannes dem Täufer und Adam und Eva. Dismas gilt als Patron der zum Tode Verurteilten. Vielleicht ist dieser Zusammenhang bislang nicht aufgefallen, weil der Roman ansonsten die Entschlüsselung seiner vielfältigen Bezüge und Praetexte verhältnismäßig leicht zu machen scheint.

2. *Zeitgeschichte im Text*

Was die politische Aussage betrifft, wurde immer wieder die prinzipielle Frage gestellt, in wie weit *Jugend ohne Gott* als antifaschistischer Roman gelesen werden kann. Der Entwicklungsprozess des Lehrers wird eindeutig nicht an einer politischen Handlung festgemacht, und in der Darstellung des faschistischen Repressionsapparats bleibe der Roman «hinter der zeitgenössischen Realität in Deutschland zurück»². Für eine Lektüre als «fiktives Modell»³ des Zusammenstoßes von Individuum und totalitärer Gesellschaftsordnung wiederum sind die konkreten Verweise auf die NS-Diktatur doch zu deutlich.

² Wolf Kaiser: «Jugend ohne Gott» – ein antifaschistischer Roman? In: Traugott Krischke (Hg.): *Horváths Jugend ohne Gott*. Frankfurt/Main: Suhrkamp 1984, S. 48–68, hier S. 54.

³ Wolfgang Müller-Funk: Faschismus und freier Wille. Horváths Roman «Jugend ohne Gott» zwischen Zeitbilanz und Theodizee. In: Krischke 1984, S. 157–179, hier S. 160.

«Alle Neger sind hinterlistig, feig und faul» (S. 13), schreibt Schüler N in seinem Aufsatz über die Kolonien, und der Lehrer erinnert sich gerade noch rechtzeitig, eine ähnliche Phrase im Radio gehört zu haben. Hier wäre wohl eher die Form «Der Neger ist ...» zu hören gewesen; die «simplizistische Zusammendrängung im Singular»⁴ (der Jude, der Slawe) hat Viktor Klemperer als markantes Muster rassistischer Propagandaphraseologie analysiert. Und häufiger als Ausfälle gegen die Neger waren im NS-Radio natürlich jene gegen Juden, die in den Nürnberger Rassengesetzen vom 15. September 1935 einen vorläufigen Höhepunkt fanden. Wie massiv die NS-Propaganda das junge Medium Rundfunk nutzte, hat Horváth während seines Aufenthalts in Deutschland vom Juli 1934 bis September 1935 erlebt. Im August 1933 war der auf Initiative des Propagandaministeriums entwickelte, äußerst preiswerte «Volksempfänger» präsentiert worden, Ende des Jahres waren bereits 500.000 Geräte ausgeliefert.

Horváth verwendet das Radio den ganzen Roman hindurch als Bild für die flächendeckende Hetze des Regimes (S. 19, 82), und er baut Begriffe der NS-Propaganda ein wie «Sippschaft» (S. 19), «Gesundung» (S. 76) – mit Gesetz vom 28. Juni 1935 konnten Verstöße gegen das «gesunde Volksempfinden» strafrechtlich verfolgt werden – oder «Volksgenossen», die bei Ansprachen, Appellen und Gesetzestexten gebräuchliche NS-Formel, die «Fremdstämmige» ausschließt. «Es ist Unkraut und gehört vertilgt» (S. 37), sagt der Bauer über Evas Jugendbande in Anspielung auf die NS-Terminologie vom «lebensunwerten» Leben; durch die Wiederholung des Ausdrucks im ursprünglichen Bedeutungskontext – «Ich gehe durch das Unterholz. Hier steht das Unkraut und gedeiht» (S. 38) – unterläuft Horváth ohne Kommentar den tendenziösen Sprachgebrauch, ebenso wie mit der affirmativen Verwendung der Phrase – «Es ist alles Unkraut» (S. 113) – in der Szene im Prostituiertenmilieu rund um Julius Caesar.

Das zentrale Motiv des Romans ist die biblische Sintflut; sie wird über Bibelzitate direkt eingeführt, ist mit den Regen-Szenen verbunden und mit dem Motiv der Erbsünde – zumal in Horváth's falscher Schreibweise «Sündflut», volksetymologisch abgeleitet von Sünde, statt Sintflut, von mittelhochdeutsch «sint», für immerwährend. Dass Horváth den Metaphernbogen der Sintflut über den gesamten Roman spannt, setzt die totalitäre Machtübernahme analog mit einer Naturkatastrophe als göttlicher Strafe. Auch das Bild der Pest verwendet Horváth dafür, und zwar als Kapitelüber-

⁴ Victor Klemperer: LTI. Notizbuch eines Philologen. Berlin: Aufbau 1947, S. 209.

schrift, also nicht auf Ebene der Figurenrede. Auch die faschistische Propaganda verwendete gerne Bilder aus dem Bereich der Biologie, um gesellschaftliche Zusammenhänge vom Historischen ins Naturgegebene zu ent-rücken. Dass auch Horváth diese Sprachbilder einsetzt, zeigt das flächen-deckende Eindringen der NS-Phraseologie in die Alltagssprache; «der Na-zismus», so Viktor Klemperer, «glitt in Fleisch und Blut der Menge über die Einzelworte, die Redewendungen, die Satzformen, die er ihr in millionen-fachen Wiederholungen aufzwang und die mechanisch und unbewußt über-nommen wurden»⁵.

Auch das Zeltlager als solches ist Teil der NS-Kulturpolitik, wiewohl das Prinzip körperlicher Ertüchtigung mit militaristischen Untertönen schon in der Weimarer Republik mit Erlass vom 25. November 1932 implementiert wurde. Das erste Massen-Zeltlager der Hitler-Jugend (HJ) mit 5.000 Ju-gendlichen fand im Sommer 1933 in der Wahner Heide statt. Als reale Vor-bilder für das Zeltlager des Romans wurden die beiden südbayerischen Orte Herzogstand am Walchensee⁶ oder Aidling bei Murnau⁷ genannt. An beiden Orten fanden «Hochlandlager» der HJ statt mit jeweils mehreren Tausend Jugendlichen. Das Zeltlager in Horváths Roman ist jedoch bei den 25 Bu-ben wie den 20 Mädchen im nahen Schloss auf den jeweiligen Klassenver-band beschränkt. Das ergibt eine völlig andere Gruppendynamik als das Massenerlebnis in den Hochlandlagern. Stillschweigend wurde bisher in den Kommentaren von einer Verortung der Schule wie des Zeltlagers in Bayern ausgegangen, als Textzeugen für die NS-Schulgesetze wurden daher meist jene von Bayern zitiert. Die im Roman beschriebene sechseinhalbstündige Anreise mit dem Autobus spricht jedoch eher dagegen, beides, Schule wie Zeltlager, in Bayern zu verorten.

Was in das historische Tableau des Jahres 1936 nicht passt, ist das still-gelegte Sägewerk und die hohe Arbeitslosigkeit. Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten reduzierten sich die Arbeitslosenzahlen durch Aus-bau der Rüstungsindustrie und massive Investitionen im Straßenbau dra-stisch. Darauf wird auch zu Beginn des Romans verwiesen, wenn der Schü-ler Franz Bauer die Notwendigkeit von Kolonien mit dem Rohstoffbedarf

⁵ Klemperer 1947, S. 21.

⁶ Alexander Fuhrmann: Der historische Hintergrund: Schule – Kirche – Staat. In: Kruschke 1984, S. 129–146, hier S. 140.

⁷ Elisabeth Tworek: Kommentar. In: Ödön von Horváth: Jugend ohne Gott. Roman. Mit einem Kommentar von Elisabeth Tworek. Frankfurt/Main: Suhrkamp BasisBiblio-thek 1999, S. 145–195, hier S. 159f.

der Industrie begründet; denn ohne Rohstoffe würde «der heimische Arbeitsmann wieder arbeitslos werden», was der Lehrer mit «Sehr richtig, lieber Bauer» (S. 8) kommentiert. Gerade die drastische Senkung der Arbeitslosenzahlen sicherte den Nationalsozialisten Zulauf auch von Teilen der Arbeiterschaft, die rasche Konsolidierung der NS-Herrschaft ist ohne dieses Faktum kaum erklärbar.

3. Die beiden Hälften des Romans

Ein Grundproblem scheint in der überraschend rigiden Zweiteilung des Romans zu liegen. Während im ersten Teil der Lehrer mit der Denunziation des Bäckers und der – wenn auch lustlos exekutierten – Rüge des Direktors direkt mit den Machtstrukturen der Diktatur konfrontiert wird, spielt das autoritäre Regime im zweiten Teil mit der Gerichtsverhandlung und der Entlarvung des wirklichen Täters kaum mehr eine Rolle. Allerdings ist schon im ersten Teil der Bäcker der einzige Erwachsene, der sich überzeugt regimetreu gibt. Die Lehrerin der Mädchengruppe bleibt für eine gesicherte Aussage zu schemenhaft. Der Ausdruck Führerin lässt zwar an BDM-Führerin denken. Dass sie heimlich weint – das erzählen die beiden Mädchen, die der Lehrer belauscht –, könnte darauf hinweisen, dass ihre fanatische Rede mehr eine Schutzmaßnahme ist, für den Fall, der ihr unbekannte Lehrer wäre regimetreu. «Unsere Blicke treffen sich. Verstehen wir uns?» (S. 107), denkt der Lehrer beim ersten Besuch des B vom Schülerklub. Das zeigt die Bedeutung nonverbaler Kommunikation in diktatorischen Systemen: Die richtige Einschätzung über Nähe oder Distanz des Gegenüber zum Regime kann existentielle Bedeutung haben.

Im Justizmilieu aber vertritt keiner der Akteure Sprache und Mentalität des autoritären Regimes. Der Präsident sieht den Bäcker «missbilligend an», als er seine Geschichte mit den Negern erzählt, wagt «es aber nicht, ihn zu unterbrechen» (S. 89). Auch der Gerichtspräsident steht also dem System zumindest distanziert gegenüber. Das reduziert die Kritik an der herrschenden «Weltanschauung» im zweiten Teil des Romans auf eine Medienschelte. Denn nur in den zitierten Zeitungsberichten rund um den Prozess werden Vokabular und Diktion des Regimes verwendet und vom Autor lustvoll mit besonderer sprachlicher Unbeholfenheit gepaart. Spott als Grundhaltung und Ausdruck des Degagements – das wirft der Lehrer der «jungen Generation» zu Beginn des Romans vor, als hätte er damit seine eigene Generation im Auge. In einer *Autobiographischen Notiz* beschreibt Horváth sein eigenes Heranwachsen im Krieg so:

Aus der Tatsache, daß unsere Väter im Felde fielen oder sich drückten, daß sie zu Krüppeln zerfetzt wurden oder wucherten, folgte die öffentliche Meinung, wir Kriegslümmel würden Verbrecher werden. [...] Wir waren verroht, fühlten weder Mitleid noch Ehrfurcht. Wir hatten weder Sinn für Museen noch die Unsterblichkeit der Seele – und als die Erwachsenen zusammenbrachen blieben wir unversehrt. In uns ist nichts zusammengebrochen, denn wir hatten nichts. Wir hatten bislang nur zur Kenntnis genommen.⁸

Dass in die Tage nach dem Prozess der Geburtstag des «Oberplebejers» fällt – er ist von der Romanlogik her vom April in den Herbst verlegt –, berührt die Handlung selbst insofern kaum, als wir von keiner erwachsenen Figur der Handlung erfahren, dass sie daran teilnimmt. Allenfalls der Bäcker und seine Gattin wären begeisterte Mitmarschierer, was nach dem Tod ihres Sohnes aber auch fraglich scheint. Alle anderen, inklusive des Schuldirektors, beschränken sich wohl wie der Lehrer auf das pflichtgemäße Beflaggen, um Schwierigkeiten zu vermeiden. Selbst die Hausfrau des Lehrers nimmt nicht einmal als Zuschauerin an den Aufmärschen teil, sondern bleibt zu Hause. Das ist bemerkenswert, denn als Zimmervermieterin scheint sie eine der Modernisierungsverliererin zu sein, die für NS-Propaganda besonders anfällig waren. Zimmervermieterinnen waren häufig durch die gezeichneten Kriegsanzahl verarmte, verwitwete Frauen aus einst abgesicherten bürgerlichen Verhältnissen, die der soziale Abstieg zwang, Teile ihres privaten Wohnumfelds zu vermieten. Auf ihren sozialen Abstieg deutet im Roman der wiederholt erwähnte Salon hin, in dem ein Piano steht; ein Gatte der Hausfrau wird nicht erwähnt. Ihre mütterliche Fürsorge, die sich im Blumenstrauß zum Geburtstag des Lehrers ausdrückt, könnte auch auf allfällig im Krieg verlorene Söhne hinweisen. Prinzipiell stellt die «brave Hausfrau» (S. 7, 138) als Zimmervermieterin auch eine Instanz der Sozialkontrolle dar, die der Lehrer durchaus akzeptiert; als er über Nacht ausgeblieben ist, fühlt er sich bemüßigt, zu erklären, dass er bei Bekannten übernachtet habe. Wäre sie eine überzeugte Anhängerin des Regimes, würde das sein Leben um einiges erschweren. Nach den Berichten über den Prozess und der Suspendierung des Lehrers, ist sie zwar irritiert, bringt ihm aber weiterhin das Frühstück und zum Abschied dann erneut einen Blumenstrauß.

⁸ Ödön von Horváth: Sportmärchen, andere Prosa und Verse. Hg.: Traugott Krischke, Susanna Foral-Krischke. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1988 (Gesammelte Werke. 11), S. 183.

4. Akte des Widerstands?

Er unterrichte «Geschichte und Geographie» (S. 12), so führt sich der Lehrer selbst ein, und das sind heikle Fächer. Alle Diktaturen betreiben zur Absicherung ihrer Ideologie und ihrer territorialen Ansprüche eine massive Uminterpretation des Geschichtsbildes wie der Geopolitik. Die Formulierung des Aufsatzthemas «Warum müssen wir Kolonien haben?» (S. 12) lässt prinzipiell nur affirmative Antworten zu. Dass der Lehrer auf dem Begriff Geographie beharrt und nicht auf die NS-Terminologie «Erdkunde» umschwenkt, könnte man als kleinen Akt der Resistenz zumindest im privaten Sprachgebrauch interpretieren. Allerdings verwendet auch der als fanatischer Regimeanhänger gezeichnete Bäckermeister diesen Begriff (S. 14).

Ein blindes Motiv des Romans bleibt der Physiklehrer, er fehlt beim Begräbnis des W, ein «Sonderling», sagt der Lehrer. Das könnte bedeuten, dass er vielleicht stärker als der Erzähler auf Distanz zum Regime geht und sich deshalb von der offenbar durchgängig opportunistischen Kollegenschaft fernhält. Der Physiklehrer ist eines der wenigen Motive des Romans, das kein zweites Mal wieder aufgenommen oder zumindest angesprochen wird.

Die Wahrheit, zu der sich der Lehrer im Lauf der Verhandlung durchringt, hat nichts mit dem Regime zu tun, sondern ausschließlich mit seinem eigenen Fehlverhalten im Zeltlager. Bei seinem Gewissenskonflikt orientiert er sich am bürgerlichen Rechtskodex: Seine Schuld ist der Einbruch in das Tagebuchkästchen, nicht die Tatsache, dass er den Hilferuf des ermordeten N ignoriert hat. Der bat den Lehrer um die Unterbringung in einem anderen Zelt. Doch der Lehrer unternahm nichts, weil er – in seiner privaten Diktion – Gott einen Strich durch die Rechnung machen wollte, vielleicht aber eher, weil ihm der Denunziant N nicht gerade sympathisch war. «Mordprozess Z oder N» (S. 87) lautet eine Kapitelüberschrift und das thematisiert die Frage der Perspektivierung auf den mutmaßlichen Täter Z oder das Opfer N, über das sich der Lehrer keine Gedanken macht. Er wirft sich vor, dass sein ausgebliebenes Geständnis des Tagebucheinbruchs Z oder gar die ranke Eva zum Mord gedrängt haben könnte, jedoch nicht, dass er in jedem Fall Mitschuld trägt am Tod des N.

Obwohl die Aussage des Lehrers vor Gericht nur seinen Einbruch betrifft, hat sie wie eine sich selbsttätig fortzeugende gute Tat Folgen für das Verhalten von Eva und auch für das des Schülerklubs. Doch ganz ehrlich ist der Lehrer nicht. Dass es ihm insgesamt primär um Eva, das Mädchen mit den sündhaft schönen Beinen, zu tun ist, versucht er sogar vor sich selber zu kaschieren. Sein erotisches Interesse an dem minderjährigen Mädchen, das er voyeuristisch wiederholt ausgelebt hat, wird er wohl für sich

behalten haben, auch wenn im Text biblische drei Mal beteuert wird, dass er «alles» gesagt habe.

5. Ein Zeugnis für den Lehrer

Die «Schuld des Lehrers» so Kurt Bartsch, liege «in der menschenverachtend undifferenzierten Sicht seiner Schüler zu Beginn der Handlung»⁹, und daran ändert sich trotz der großen rhetorischen Geste seiner Bekehrung nichts Prinzipielles. Empathie ist seine Sache nicht. Nur für den Leser wird aus kleinen Nebensätzen kenntlich, dass N, der radikalisierte Bäckersohn, wie T, der Mörder, nicht nur Täter, sondern als 14-jährige auch Opfer ihrer familiären Milieus sind. Auch Nebenfiguren wie die Mutter des Z, eine verhärmte Witwe, bekommt im Blick des Lehrers keine Chance auf mildernde Umstände. Und obwohl er das triste Familienambiente des wohlstandsverwahrlosten T kennt, denkt er nach dessen Selbstmord, dass es «wunderschön» sei, «wenn ein Böser vernichtet wird!» (S. 136)

«Schadet nichts! Sein Vater hat drei Fabriken», schreibt hingegen der Schüler Z in sein Tagebuch nachdem einem Mitschüler der Fotoapparat gestohlen wurde; das zeigt sein ausgeprägtes soziales Gerechtigkeitsempfinden genauso wie seine Interpretation der Räuberbande als «vier Jungen aus dem Dorf, die nicht mehr Puppen malen wollten» (S, 61), oder sein Vergleich zwischen dem Schicksal der sozial verwahrlosten Eva und dem des Dienstmädchens Thekla, das seine Mutter einst in die Besserungsanstalt gebracht hat (S. 90f.). In diesem Punkt ist Z dem Lehrer durchaus überlegen.

«Was wird das für eine Generation? Eine harte oder nur eine rohe?» (S. 12), fragt sich der Lehrer am Beginn des Romans. Das ist eine ähnlich undifferenzierte Verallgemeinerung, wie die rassistische Aussage des N über die Neger. Ein besonderes Engagement zeigt der Lehrer im Umgang mit seinen Schülern jedenfalls nicht. Als fünf Jungen gemeinsam einen sechsten verprügeln, nennt der Lehrer auch den T, der später als Prototyp des Beobachters und Einzelgängers gezeichnet wird, als Beteiligten an der Gruppenbalgerei. Das überrascht genauso wie die Tatsache, dass just dem Tagebuchschreibenden Z – «Kolonih» mit h – eklatant mangelnde Rechtschreibkenntnisse zuordnet werden. «Wer war die Mutter des Z» (S. 57), fragt sich der Lehrer, dem die Lebensumstände seiner Schüler, deren Klassenlehrer er ist, nur schemenhaft bekannt scheinen. Auch wenn sein Spitzname «Fisch» eine Erfindung des T sein mag, trifft sie doch recht genau die Art

⁹ Kurt Bartsch: *Ödön von Horváth*. Stuttgart/Weimar: Metzler 2000 (Sammlung Metzler. 326), S. 164.

des Lehrers, sich herauszuhalten und das Schicksal der Schüler nicht weiter als bis zum Anfangsbuchstaben ihrer Nachnamen an sich heranzulassen.

Abgesehen vom ersten B (Franz Bauer), dessen Heft der Lehrer korrigiert, erhalten im Roman nur die beiden im Laufe der Handlung «geopfer-ten» Schüler W (Heinrich) und N (Otto) einen Vornamen, nicht jedoch der B des «Klubs». Die Reduktion der Schülernamen auf die Initialgrapheme ist als Anspielung auf den zu Abkürzungen tendierenden Sprachgebrauch im Dritten Reich (HJ, BDM) interpretiert worden oder gar als Ausdruck dafür, dass «die Jugendlichen keine Individuen sein wollen, sondern ihr Lebensideal im Aufgehen und Verschwinden in einem namenlosen Kollektiv sehen»¹⁰. Da sich die Jugendlichen nicht selbst auf den Anfangsbuchstaben reduzieren, vielmehr vom Lehrer darauf verkürzt werden, ist es plausibler, darin dessen Desinteresse und Distanz-Bedürfnis zu sehen. Distanz wahrt der Lehrer auch zu den erwachsenen Figuren, die, mit Ausnahme von Julius Caesar und der Prostituierten Nelly, auf ihre Funktion reduziert werden (Bäckermeister, Direktor, Tormann, Feldweibel ...).

Die Anfangsbuchstaben der Hauptakteure sind auch inhaltlich gedeutet worden: T könnte für Techniker, Theoretiker, aber auch Täter, Tod oder Teufel stehen, N für Nationalsozialist, Z für Zukunft und der B des Klubs für Bekennende oder Brüder im christlichen Sinn¹¹. Diese «Täterkennungen» mit dem Initial haben den Jugendlichen oft auch in der Sekundärliteratur keine Chance gelassen. Dass T, immerhin ein Halbwüchsiger auch er, beim Eisessen «begierig die Kälte in sich aufnimmt», wurde als Ausdruck seiner Gefühlskälte gesehen¹².

Für einen Historiker problematisch ist Julius Caesars Theorie vom Zeitalter der Fische, die der Lehrer für sich übernimmt. Historisch war der Fisch das Geheimzeichen der frühen Christen. Denn wie die Fische die Sintflut überlebten, so empfängt der Christ im Taufwasser neues (ewiges) Leben. Entgegen dieser Tradition interpretiert Caesar den Fisch als Chiffre für Gefühlskälte und Zynismus. Julius Caesars gesellschaftshistorische Theorien wurden immer wieder mit Otto Weininger in Verbindung gebracht; plausibler scheint jedoch ihre Nähe zu Oswald Spengler. Julius Caesar selbst, so Peter Gros, wirke «wie eine Karikatur Spenglers und entwickelt [...] eine erotisch verengte Variation von Spenglers Morphologie der Weltgeschichte,

¹⁰ Norbert Keufgens: *Ödön von Horváth Jugend ohne Gott. Erläuterungen und Dokumente*. Stuttgart: Reclam 1998, S. 18.

¹¹ Peter Baumann: «Jugend ohne Gott» – Autor mit Gott? Analyse der Religionsthematik anhand ausgewählter Werke. Bern: Lang 2003, S. 272.

¹² Keufgens 1998, S. 65; Baumann 2003, S. 307.

beruhend auf der Idee des Generationenwandels. Nur nennt er das heraufkommende Zeitalter nicht das der Cäsaren, obwohl sein Name darauf anspielt, sondern das Zeitalter der Fische»¹³.

6. Realien – Soziologisch

Lokalthistorische Vorbildfiguren wurden im Lauf der Jahre viele ausgemacht, für den Lehrer, für Julius Caesar oder den Pfarrer. Um diese Art von Realien soll es hier nicht gehen, sondern um soziologisch beschreibbare Bilder, die der Roman von den Gesellschaftsstrukturen zeichnet. Zum Beispiel lässt Horváth im Roman just den kleinen W sterben, der eindeutig einem anderen Milieu entstammt als der Rest der Schüler, der überwiegend aus reichen Bürgersöhnen besteht. Wiederholt wurde auf die prekären Mütterrollen im Roman hingewiesen und auf die Tatsache, dass alle geschilderten Familienverhältnisse problematisch seien. Das blendet die Familie des W aus, immerhin einer der beiden Schüler, die der Lehrer zu Hause besucht: Vater W ersucht den Lehrer um Hilfe, weil sich sein todkranker Sohn ein Gespräch mit dem Tormann wünscht, das der Lehrer dann tatsächlich arrangiert.

Dass das Elternhaus des W leicht übersehen wird, liegt auch im Roman begründet, denn im Zentrum der Episode steht eben der Tormann. Vater W, «ein kleiner, bescheidener Mann», erhält keine berufliche Einordnung. Im Roman wird nicht ausgesprochen, was den offensichtlich gebildeten Mann ins Unglück gebracht hat; in ihren jetzigen Verhältnissen hebt sich die Familie von den anderen Schülern ab – auch von der verarmten Mutter Z, die den Schein der Zugehörigkeit zum Bürgertum aufrechtzuerhalten versucht. Musisch scheint Vater W auf jeden Fall zu sein, beim Warten auf den Lehrer steht er «neben dem Piano» und blättert «im Musikalbum» (26). Großbürgerlich aber ist das ärmliche Ambiente im Hause des W nicht. Hätte W überlebt, wäre ein Aufstieg in die bessere Gesellschaft der Fabrikanten- und Unternehmersöhne, aus denen sich seine Mitschüler rekrutieren, für ihn nicht leicht geworden.

Groß ist auch die soziale Schräglage zwischen den Schülern und dem Lehrer aus einfachen Verhältnissen. Das wurde bislang kaum reflektiert, obwohl Horváth deutliche Hinweise einbaut. Zu Beginn des Romans korrigiert der Lehrer, der sich keine eigene Wohnung leisten kann und zur Untermiete wohnt, Schulhefte. Dabei operiert er – die Handlung spielt im Jahr

¹³ Peter Gros: Plebejer, Sklaven und Caesaren. Die Antike im Werk Ödön von Horváths. Bern u. a.: Lang 1995, S. 45.

1936 – mit Federhalter und Tintenfass; 1884 kam mit dem «Waterman's Ideal Fountain Pen» die erste Feder mit Pipettenfüllung auf den Markt, 1929 war das Modell des Kolbenfüllers ausgereift. In den 1930er Jahren kam bereits die erste (Glas-)Patronenfeder in den Handel, doch für ein einfaches Lehrergehalt war das kaum erschwinglich. Während der Lehrer an den Anschaffungskosten einer Füllfeder scheitert, sind Fotoapparat oder Kompass für viele seiner Schüler Normalität. Mit der Entscheidung als Lehrer im Rahmen eines kirchlichen Entwicklungshilfeprojektes «zu den Negern» zu gehen, entzieht sich der Lehrer am Ende des Romans nicht nur der Diktatur, sondern auch seiner prekären Situation als sozialer Aufsteiger ohne Portefeuille. Nicht zufällig reflektiert er auf der ersten Seite des Romans den geringen «Prozentsatz der Lehramtskandidaten, die wirklich Lehrer werden können» (7). Rudolf Brunngraber hat 1932 in seinem Arbeitslosenroman *Karl und das 20. Jahrhundert* das Schicksal eines Lehramtskandidaten aus ärmlichen Verhältnissen beschrieben, der den Aufstieg nicht schafft und eine Stellung mit Pensionsberechtigung verfehlt. Soziologisch ist Horváth oft sehr genau. Im Garten des Pfarrers, der sich in seiner Verbannung auf biedere Sinnenfreunden zurückzieht, steht ein Gartenzweig. Kultursoziologisch entspricht das Gefallen am Gartenzweig wie der «Wunderglauben auf Lotterieniveau und Führersehnsüchte nach dem Retterkönig» den «unteren Mittelschichten mit immensen Aufstiegssehnsüchten bei ganz geringen, aber wiederum nicht ganz ausgeschlossenen Chancen dazu»¹⁴, was ziemlich genau Horváth's Begriff des «Mittelstands» entspricht. In der großbürgerlichen Villa des T weist er dann ausdrücklich auf das Fehlen von Gartenzweigen hin.

7. Schuldfragen

Vor sich selbst rechtfertigt der Lehrer die Indiskretion des Tagebucheinbruchs mit einem pädagogischen Interesse, er will sehen, «ob der Z mit den Räubern ging». Das gilt allenfalls für das Tagebuch des Z, in keinem Fall aber für den Brief der Mutter des N, den er aus purer Neugier und Schadenfreude über ihr schlechtes Deutsch liest. Dass sich in ihrem wohl vom Garten aufgeschnappten Kommissjargon ein gehöriges Aggressionspotential verbirgt, ist unbestritten. Dass der Lehrer bei der Lektüre seine bildungsmäßige Überlegenheit genießt, während er in der Realität der sozialen Überlegenheit des Bäckermeisters ausgeliefert ist, wird dabei ebenso deutlich wie

¹⁴ Burghart Schmidt: *Teddybär & Gartenzweig. Zur Philosophie durchputzbar-abwaschbarer Handlichkeit*. Wien: edition splitter 1999, S. 41.

in seiner Begegnung mit dem Bäckermeister selbst. Zwei Mal verwendet der Bäcker das unbeholfen substantivierte «mein Hiersein» aus dem Beamtendeutsch, das dritte Mal nimmt es der Lehrer ironisch auf. «Bei Philippi sehen wir uns wieder», ist dann die aufgeblasene Abgangssentenz des Bäckers. Horváth nutzt die Verwendung hohler Bildungssphrasen gerne zur Entlarvung kleinbürgerlicher Beschränktheit. Doch auch in diesem Punkt ist *Jugend ohne Gott* widersprüchlich, die meisten Bildungsjargonperlen ordnet er Julius Caesar zu, wie «nach Adam Riese» (23) oder «Wie sag ichs meinem Kinde?» (S. 125).

Julius Caesar, geborene 1870, war einst Altphilologe im Mädchenlyzeum. Dann «geriet er in eine böse Sache. Er ließ sich mit einer minderjährigen Schülerin ein und wurde eingesperrt». Die Sympathie des Lehrers ist eindeutig auf Seiten des Täters, der gleichsam unschuldig «in eine böse Sache» geraten war. Mit dieser Sicht auf Missbrauchsfälle ist Horváth in seiner Zeit freilich nicht allein. In Joseph Roths Roman *Der stumme Prophet* (1929) hat der Lehrer Grünhut einer Schülerin die Bluse geöffnet und, so der Autor vorwurfsvoll, damals noch deshalb seinen Job verloren, während die Emanzipation der Nachkriegszeit dann eine prinzipielle Sittenlockerung brachte, Grünhut also gewissermaßen nur etwas zu früh dran war.

Das Markenzeichen Julius Caesars ist seine Krawattennadel, ein Miniaturtotenkopf, dessen Augenhöhlen er mit einer Batterie zum Leuchten bringen kann; ein Scherzartikel, der aus dem Laden des Zauberkönigs stammen könnte. Doch der Totenkopf war auch das Ehrenabzeichen für bewährte SS-Männer; Julius Caesars Illuminationsspiel mit diesem Emblem der NS-Todesschwadron ist auch ein Bild für die Hilflosigkeit der im Roman gezeigten Distanzierungsversuche vom NS-Regime.